

Tiefe Inflationsrate als Gegenmittel zum harten Franken

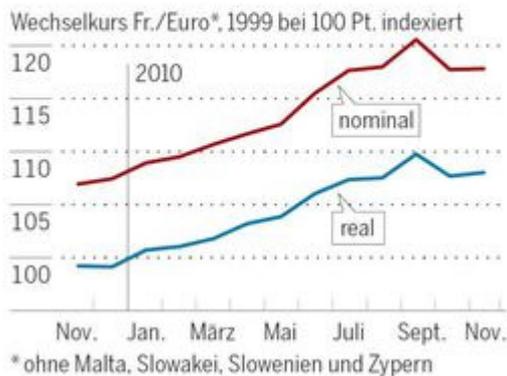
Von Robert Mayer. Aktualisiert um 08:48 Uhr 8 Kommentare

Im Vergleich zur Eurozone weist die Schweiz deutlich geringere Preissteigerungsraten auf.



Wer in der Schweiz einkauft, profitiert von der verhältnismässig geringen Teuerung.

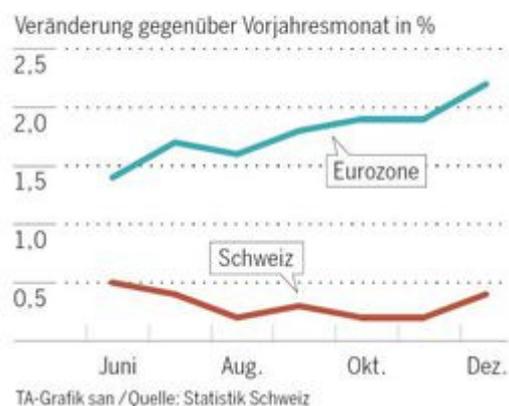
Der reale Wechselkurs mindert den Kostennachteil



Teuerung zieht an —

Das Teuerungsgefälle zwischen der Schweiz und der Eurozone ist auch zum Jahreswechsel augenfällig geblieben. Das Bundesamt für Statistik bezifferte gestern die Dezember-Jahresteuern auf 0,5 (Vormonat: 0,2) Prozent und die durchschnittliche Inflationsrate für 2010 auf 0,7 (Vorjahr: -0,5) Prozent. Dagegen kletterten die Konsumentenpreise im europäischen Währungsraum zuletzt um 2,2 (Vormonat: 1,9) Prozent. Gemessen am «harmonisierten Verbraucherpreisindex», der die hiesige Inflation mit dem in der EU praktizierten Verfahren misst und einen direkten Vergleich erlaubt, betrug die Schweizer Rate im Dezember sogar nur 0,4 Prozent.

Über die Gründe für die deutliche Inflationsdifferenz gehen die Meinungen der Experten vor allem in der Eurozone



auseinander. Aus Sicht von Urs Müller, dem Direktor des Wirtschaftsforschungsinstituts BAK Basel, ist dafür «der Währungseffekt hauptursächlich»: Dank dem starken Franken, sowohl zum Euro als auch zum Dollar, verbilligen sich die Schweizer Einfuhren. Im Dezember lag denn die Jahresteuern der Importgüter mit 0,3 Prozent auch nur halb so hoch wie jene der Inlandgüter. Müller ist gar der Auffassung, dass die importierten Güter eigentlich eine negative Teuerung aufweisen müssten, wenn die Preisvorteile aus dem harten Franken vollumfänglich an die Konsumenten hierzulande weitergegeben würden.

Kampf der «Hochpreisinsel»

Demgegenüber führt Claude Maurer, Ökonom der Credit Suisse, die geringere Teuerungsrate hierzulande im Vergleich zum benachbarten Ausland primär auf «strukturelle Einflüsse» zurück, die «von den Wechselkursentwicklungen überlagert und verstärkt» würden. Damit meint Maurer all jene Massnahmen, die in der Schweiz seit den 90er-Jahren umgesetzt wurden, um gegen die «Hochpreisinsel» anzugehen. Besonders ins Auge springt, so der Credit-Suisse-Analyst, der deutlich verschärfte Wettbewerb im Detailhandel seit dem Markteintritt der beiden deutschen Discounter Lidl und Aldi. Dieses Beispiel macht laut Maurer aber auch deutlich, dass die Schweiz erst jetzt ein Sparpotenzial erschliesse, das andere Länder mit weitaus früher eingeleiteten Liberalisierungsbestrebungen bereits ausgeschöpft hätten.

Darüber hinaus verweist der CS-Experte auf einen technischen Faktor, der die Schweiz bei der Teuerungsberechnung begünstigt: Der hiesige Landesindex der Konsumentenpreise gewichtet die Wohnkosten im Warenkorb mit rund 20 Prozent stärker als das Pendant der EU, und in Zeiten eines rückläufigen Schweizer Referenzzinssatzes für Hypotheken, wie dies gegenwärtig der Fall ist, dämpft dies die heimische Teuerungsrate entsprechend stärker.

Trend dürfte anhalten

Gemäss Prognosen der Credit Suisse wird das Teuerungsgefälle fortbestehen, wenngleich in geringerer Masse als zuletzt: Für das laufende Jahr veranschlagt die Grossbank die Schweizer Inflationsrate auf 0,7 Prozent und jene der Eurozone auf 1,4 Prozent. Somit dürfte auch der Trend anhalten, dass sich der reale, also teuerungsbereinigte Wechselkurs des Frankens aus der Optik der hiesigen Exporteure günstiger entwickelt als der nominale.

Über einige Jahre hinweg betrachtet, falle dieser Wettbewerbsvorteil der Schweizer Wirtschaft durchaus ins Gewicht, betont Claude Maurer. «Allerdings», so der CS-Analyst, «wird dieser Effekt meist deutlich unterschätzt.» Für die Wirtschaftspolitiker gelte es, daraus eine Lehre zu ziehen: Nachdem es sich im letzten Jahr gezeigt habe, dass die Schweizerische Nationalbank den Frankenkurs nicht nachhaltig beeinflussen könne, müsse sich das Augenmerk darauf richten, mittels Deregulierung, Liberalisierung und Öffnung der Grenzen Preissenkungen zu erzwingen, die

sich entsprechend günstig auf den realen Wechselkurs auswirken würden.

Wehe, wenn der Euro dreht

Einen anderen Akzent setzt Urs Müller: Für den BAK-Basel-Ökonomen sind Franken-Notierungen von 1.25 je Euro «nur ein vorübergehendes Phänomen», weil die Gemeinschaftswährung auf diesem Niveau deutlich unterbewertet sei. Gleiches gelte für den Euro-Dollar-Wechselkurs. Sobald sich diese Währungsrelationen wieder normalisierten und der Euro Kurs auf 1.40 Franken nehme, wird laut Müller auch die importierte Teuerung in der Schweiz steigen.

Womöglich könnte in einem solchen Umfeld – und angesichts anziehender Rohstoff- und Energiepreise – die heimische Inflationsrate «schneller als erwartet auf die kritische Marke von 2 Prozent klettern», gibt der Basler Ökonom zu bedenken.

(Tages-Anzeiger)

Erstellt: 06.01.2011, 22:52 Uhr

Empfehlen

Registrieren, um die Empfehlungen deiner Freunde sehen zu können.